



Alles wird

Prozessontologie als globaler Normalfall

Anmerkungen zum Projekt „Handbuch Prozessontologie“

Von Erwin Ott

Inhaltsverzeichnis

I. Prozessontologie als etablierter und transkultureller Horizont

- II. Der europäische Sonderfall der Substanzontologie
 - III. Prozessuales Denken als transkulturelle Konstante
 - IV. Prozessontologie ohne Vitalismus
 - V. Das Handbuch Prozessontologie
 - VI. Schreiben als Prozess: Warum dieses Handbuch mit KI entsteht
 - VII. Gegenwart, Zukunft, Verantwortung
 - VIII. Ontologie für eine unfertige Welt
-

Abstract

Der Essay stellt das Projekt eines Handbuchs der Prozessontologie vor und verbindet systematische Ontologie, Theoriegeschichte und Gegenwartsdiagnose. Ausgangspunkt ist die These, dass Prozessontologie im westlichen Denken seit Nietzsche, Deleuze/Guattari und dem New Materialism ein etablierter Horizont ist, global betrachtet jedoch den ontologischen Normalfall darstellt. Die europäische Substanzphilosophie erscheint in dieser Perspektive als historischer Sonderfall.

Der Text entfaltet Prozessontologie als transkulturelle Konvergenz: Buddhistische, daoistische, afrikanische und indigene Ontologien operieren seit jeher mit Begriffen von Werden, Relation und Zeitlichkeit, ohne Substanzbegriffe vorauszusetzen. Prozessontologie wird hier nicht als einheitliche Theorie, sondern als global geteilte Denkform sichtbar.

Vor diesem Hintergrund präsentiert der Essay das geplante Handbuch als kartographisches Projekt. Es ordnet genealogische Linien, systematische Achsen und transkulturelle Perspektiven eines bereits wirksamen ontologischen Paradigmas. Ein eigener Abschnitt reflektiert die Entstehung des Handbuchs in Zusammenarbeit mit KI: nicht als technisches Experiment, sondern als ontologische Konsequenz eines Denkens, das Autorschaft, Materialität und Begriffsbildung selbst als Prozesse versteht.

I. Prozessontologie als etablierter und transkultureller Horizont

Prozessontologie ist kein neues Paradigma. Sie ist seit über einem Jahrhundert integraler Bestandteil westlichen Denkens und global betrachtet der ontologische Normalfall. Die

Vorstellung, dass Wirklichkeit primär aus Prozessen, Relationen und Übergängen besteht, ist weder marginal noch exotisch. Marginal ist allein die Annahme, das Seiende lasse sich angemessen als Bestand von Substanzen beschreiben.

Im westlichen philosophischen Kontext markiert Nietzsche den entscheidenden Bruch. Mit der Auflösung stabiler Identitäten zugunsten von Kräften, Differenzen und Werdensbewegungen verliert das Sein seinen ontologischen Vorrang. Diese Verschiebung setzt sich in der klassischen Prozessphilosophie fort und wird im 20. Jahrhundert radikalisiert. Bei Bergson, James und Whitehead erscheint Wirklichkeit als zeitliches Geschehen. Bei Simondon, Deleuze und Guattari wird Prozessualität zur selbstverständlichen Voraussetzung aller Ontologie: Individuen sind Resultate von Individuation, Strukturen metastabile Effekte, Subjekte temporäre Verdichtungen.

Mit dem New Materialism erreicht diese Entwicklung einen Punkt, an dem Prozessontologie im Westen nicht mehr als Gegenentwurf, sondern als impliziter Standard fungiert. Materie gilt als aktiv, relational und dynamisch. Emergenz, Assemblage, Affekt, Selbstorganisation und Performativität gehören zum festen Inventar theoretischer Beschreibung. Die Ontologie des Dings ist ersetzt worden durch eine Ontologie des Geschehens.

Global betrachtet ist diese Perspektive jedoch keineswegs das Resultat einer neueren theoretischen Revolution. In weiten Teilen nicht-europäischer Denktraditionen gilt prozessuales Denken seit jeher als selbstverständlich. Buddhistische Ontologien des abhängigen Entstehens kommen ohne Substanzbegriff aus. Daoistische Kosmologien denken Wirklichkeit als fortlaufende Transformation. Afrikanische relationale Ontologien verstehen Sein als situatives Mit-Sein. Indigene Kosmologien operieren mit Ereignissen, Zyklen und Übergängen, nicht mit isolierten Objekten.

Vor diesem Hintergrund erscheint die europäische Substanzontologie nicht als Ursprung philosophischen Denkens, sondern als historischer Sonderfall. Die Annahme stabiler Träger, fester Identitäten und zeitloser Essenzen ist kulturell kontingent und genealogisch erklärungsbedürftig. Prozessontologie stellt diese Perspektive nicht in Frage – sie umgeht sie.

Genau hier liegt eine der zentralen Pointen des Handbuchprojekts. Es geht nicht darum, eine westliche Theorie global auszurollen oder eine neue Ontologie zu etablieren. Das Handbuch reagiert auf eine Konvergenz. Es macht sichtbar, dass sehr unterschiedliche Denk- und Wissensformen – philosophische, wissenschaftliche, kosmologische – in prozessualen Begriffen operieren, ohne sich auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen zu lassen.

Prozessontologie erscheint in diesem Sinne weder als Schule noch als einheitliches System. Sie ist ein transkultureller Denkraum, der historisch unterschiedlich artikuliert wurde und heute in vielen Disziplinen wirksam ist. Was fehlt, ist nicht ihre Präsenz, sondern ihre Kartographie.

Das Handbuch der Prozessontologie versteht sich als systematische Bestandsaufnahme dieses global etablierten Denkens. Es rekonstruiert genealogische Linien, klärt begriffliche Spannungen und macht sichtbar, wie Prozessualität als ontologischer Grundbegriff in

unterschiedlichen kulturellen Kontexten ausformuliert wurde. Es ordnet nicht von einem Zentrum aus, sondern vergleichend, relational und offen.

Ontologie erscheint hier nicht als Fundament, sondern als Reflexionsform eines bereits operativen Denkens. Das Handbuch expliziert, was weltweit längst vorausgesetzt wird: dass Wirklichkeit nicht ist, sondern geschieht.

II. Der europäische Sonderfall der Substanzontologie

Die Dominanz der Substanzontologie im europäischen Denken ist kein Ausdruck ontologischer Notwendigkeit, sondern das Ergebnis einer spezifischen historischen Konstellation. Sie entsteht aus der Verbindung griechischer Metaphysik, römischer Rechtsbegriffe und christlicher Theologie. Diese Verbindung prägt über Jahrhunderte hinweg die Grundannahmen dessen, was im Westen als Wirklichkeit gilt.

Im Zentrum steht der Begriff der ousia. Bereits bei Aristoteles bezeichnet er das, was einem Seienden zugrunde liegt und es zu dem macht, was es ist. Veränderung wird hier nicht negiert, aber sie erscheint als akzidentiell. Sie betrifft Eigenschaften, Zustände, Relationen – nicht das, was das Seiende im Kern ausmacht. Das Werden ist erklärungsbedürftig, das Sein nicht.

Diese ontologische Präferenz wird durch die lateinische Übersetzung als substantia weiter verstärkt. Substanz wird zum Träger von Eigenschaften, zum Unterliegenden, das Veränderungen überdauert. Die Welt erscheint als Ensemble stabiler Einheiten, die sich bewegen, wirken und verändern, ohne ihre Identität aufzugeben. Prozessualität wird an etwas gebunden, das selbst nicht prozessual gedacht wird.

Mit der christlichen Theologie erhält dieses Modell zusätzliche Stabilität. Die Vorstellung einer geschaffenen Welt, die von einem unveränderlichen Gott ins Sein gerufen wurde, verleiht dem Substanzbegriff eine metaphysische Tiefe. Das Geschaffene ist gut, geordnet und grundsätzlich erkennbar. Veränderung vollzieht sich innerhalb einer ontologisch gesicherten Struktur. Auch hier gilt: Das Sein hat Vorrang vor dem Werden.

In der Neuzeit wird dieses Denken nicht aufgegeben, sondern transformiert. Mit Descartes, Locke und Leibniz wird Substanz neu bestimmt – als denkendes oder ausgedehntes Ding, als Träger von Qualitäten oder als Monade. Trotz aller Differenzen bleibt die Grundfigur erhalten: Es gibt etwas, das bleibt, während sich anderes verändert. Selbst dort, wo Bewegung, Kraft und Kausalität in den Vordergrund treten, fungiert Substanz als ontologischer Fixpunkt.

Diese Denkform ist eng mit weiteren europäischen Entwicklungen verknüpft. Der juristische Personenbegriff setzt stabile Identitäten voraus. Eigentum verlangt klare Grenzziehungen. Wissenschaftliche Klassifikation operiert mit festen Einheiten. Politische Souveränität basiert auf klar unterscheidbaren Subjekten. Substanzontologie ist nicht nur eine philosophische Theorie, sondern ein umfassendes Ordnungsmodell.

Gerade deshalb erscheint sie lange als selbstverständlich. Ihre Voraussetzungen werden nicht thematisiert, sondern vorausgesetzt. Ontologie wird zur Lehre von dem, was ist – nicht

von dem, was geschieht. Prozessualität bleibt ein Randphänomen, eine Herausforderung, ein Problemfall.

Aus globaler Perspektive wirkt diese Entwicklung jedoch singulär. Weder buddhistische noch daoistische, weder afrikanische noch indigene Ontologien operieren mit einem vergleichbaren Substanzbegriff. Dort, wo europäisches Denken nach Trägern sucht, werden Bedingungen beschrieben. Wo Identität fixiert wird, stehen Relationen im Vordergrund. Wo Sein stabilisiert wird, wird Werden vorausgesetzt.

Der europäische Sonderfall besteht nicht darin, dass Prozessualität unbekannt wäre. Er besteht darin, dass sie systematisch untergeordnet wird. Substanzontologie ist das Resultat einer historischen Entscheidung, nicht der Ausdruck einer universalen ontologischen Einsicht.

Das Handbuch der Prozessontologie setzt genau an diesem Punkt an. Es behandelt Substanzontologie nicht als falsche Theorie, sondern als begrenzte. Sie wird genealogisch rekonstruiert, historisch situiert und begrifflich relativiert. Nicht um sie zu widerlegen, sondern um ihren Geltungsanspruch zu entnaturalisieren.

Indem Substanzontologie als Sonderfall sichtbar wird, gewinnt Prozessontologie ihren vollen systematischen Sinn. Sie erscheint nicht als Abweichung von der Norm, sondern als Rückbindung an ein global verbreitetes Verständnis von Wirklichkeit. Das Handbuch macht diese Verschiebung explizit. Es ordnet die europäische Tradition in einen größeren Zusammenhang ein – und entzieht ihr damit den Status des ontologischen Maßstabs.

III. Prozessuales Denken als transkulturelle Konstante

Prozessontologie ist kein exklusives Produkt westlicher Theoriesgeschichte. Jenseits Europas bildet sie in vielen Denktraditionen den selbstverständlichen Hintergrund ontologischer Beschreibung. Wirklichkeit erscheint dort nicht als Bestand von Dingen, sondern als Gefüge von Bedingungen, Übergängen und zeitlichen Verläufen. Was im Westen als theoretische Innovation erscheint, ist andernorts der Normalfall des Denkens.

Besonders deutlich wird dies in buddhistischen Ontologien des abhängigen Entstehens. Pratītyasamutpāda beschreibt Wirklichkeit als bedingtes Hervorgehen ohne substanzielle Träger. Nichts existiert aus sich selbst, nichts besitzt eine eigene, dauerhafte Identität. Sein ist relationale Abhängigkeit, nicht ontologische Selbstständigkeit. Veränderung ist hier kein Problem, sondern die Grundform des Wirklichen. Dauer entsteht nicht trotz, sondern durch fortlaufende Transformation.

Auch daoistische Kosmologien operieren mit einer radikal prozessualen Ontologie. Das Dao bezeichnet keinen Ursprung und kein Prinzip, sondern den fortwährenden Vollzug der Welt. Stabilität erscheint als temporäres Gleichgewicht innerhalb von Wandlungsprozessen. Gegensätze sind keine festen Entitäten, sondern Phasen eines zyklischen Geschehens. Wirklichkeit ist hier nicht strukturiert, sondern moduliert.

Afrikanische relationale Ontologien setzen an einem ähnlichen Punkt an. Person, Gemeinschaft und Umwelt bilden keine getrennten Sphären, sondern sind ineinander

verschränkt. Identität ist situativ und relational bestimmt. Sein vollzieht sich im Mit-Sein, nicht im Für-sich-Sein. Auch hier fungiert Prozessualität nicht als Zusatzannahme, sondern als ontologischer Ausgangspunkt.

Indigene Kosmologien schließlich denken Wirklichkeit ohne Objektmetaphysik. Berge, Tiere, Gewässer und Menschen erscheinen als Akteure innerhalb gemeinsamer Prozesse. Handlungsmächtigkeit ist nicht an Subjektstatus gebunden, sondern an Teilnahme an relationalen Gefügen. Zeit wird nicht linear als Abfolge stabiler Zustände gedacht, sondern als zyklisch-offene Dynamik.

Trotz aller Unterschiede lassen sich gemeinsame Grundmotive erkennen. Wirklichkeit wird als prozessual, relational und zeitlich verfasst beschrieben. Identität gilt als Effekt von Stabilisierung, nicht als Ursprung. Kausalität erscheint nicht als lineare Ursache-Wirkungs-Kette, sondern als komplexes Bedingungsgefüge. Zeit ist keine äußere Dimension, sondern konstitutiver Bestandteil des Wirklichen.

Prozessontologie erscheint hier nicht als vereinheitlichende Theorie, sondern als konvergente Denkform. Unterschiedliche Traditionen gelangen unabhängig voneinander zu vergleichbaren ontologischen Setzungen, ohne ihre jeweiligen kulturellen und begrifflichen Eigenheiten aufzugeben. Das Handbuch der Prozessontologie nimmt diese Konvergenz ernst, ohne sie zu homogenisieren.

Gerade im Vergleich wird sichtbar, wie spezifisch die europäische Fixierung auf Substanz, Objekt und Identität ist. Prozessontologie ist global verbreitet; Substanzontologie nicht. Diese Verschiebung ist keine polemische These, sondern ein historischer Befund.

Das Handbuch versteht Prozessontologie deshalb nicht als westlichen Export, sondern als transkulturellen Resonanzraum. Es bringt unterschiedliche Artikulationen des Prozessualen in Beziehung, ohne sie auf einen gemeinsamen Ursprung zu reduzieren. Ontologie erscheint so nicht als universalistische Setzung, sondern als vergleichende Praxis.

Prozessontologie beschreibt damit nicht nur eine philosophische Position, sondern eine Weise, Welt zu denken, die global geteilt wird. Das Handbuch macht diese geteilte Denkform sichtbar – und verleiht ihr begriffliche Kontur.

IV. Prozessontologie ohne Vitalismus

Prozessontologie steht seit jeher unter Vitalismusverdacht. Wo Wirklichkeit als Werden, Bewegung und Dynamik beschrieben wird, liegt der Vorwurf nahe, dem Materiellen eine innere Lebendigkeit zuzuschreiben. Prozessuales Denken erscheint dann als verkappte Beseelung der Welt oder als Rückfall hinter moderne Naturwissenschaft. Dieser Verdacht ist verständlich – und unzutreffend.

Der Vitalismusverdacht beruht auf einer falschen Alternative. Entweder wird Materie als passiver Stoff begriffen, der von äußeren Kräften bewegt wird, oder sie erscheint als innerlich beseelt. Prozessontologie verweigert beide Optionen. Sie denkt Materie weder als totes Substrat noch als lebendiges Wesen, sondern als dynamisches Gefüge von Kräften, Relationen und Übergängen.

Ebenso problematisch ist die Gegenposition, Prozessualität vollständig aus materieller Emergenz abzuleiten. Wo Prozesse lediglich als komplexe Effekte physikalischer Interaktionen verstanden werden, verliert Prozessontologie ihre ontologische Eigenständigkeit. Werden wird dann wieder sekundär, diesmal nicht gegenüber Substanz, sondern gegenüber elementarer Materie. Auch diese Reduktion greift zu kurz.

Prozessontologie setzt stattdessen auf einen starken Monismus. Materie ist kein Träger von Prozessen, sie ist selbst Prozess. Stabilität, Struktur und Identität entstehen durch temporäre Selbstorganisation. Es gibt kein ontologisches Außen des Werdens, keine zusätzliche Instanz, die Prozesse antreibt oder beseelt. Prozessualität ist immanent.

Ernst Bloch formuliert diese Position in der Sprache der Möglichkeit. Sein Begriff des Noch-Nicht-Seins beschreibt Wirklichkeit als unvollendet, ohne ihr eine verborgene Seele zuzuschreiben. Möglichkeit ist bei Bloch real, nicht psychologisch oder epistemisch. Sie ist eine objektive Dimension des Wirklichen. Prozessontologie erhält hier eine gerichtete Offenheit, ohne teleologisch zu werden. Zukunft wirkt, ohne festgelegt zu sein.

Bei Deleuze wird dieser Monismus radikalisiert. Wirklichkeit besteht aus Differenzen, Intensitäten und Flüssen. Das Virtuelle ist keine zweite Welt, sondern eine Dimension des Realen. Prozesse entfalten sich nicht auf ein Ziel hin, sondern entlang immanenter Dynamiken. Geist, Leben und Materie erscheinen als unterschiedliche Modulationen desselben ontologischen Feldes. Es gibt keine beseelte Materie – nur unterschiedliche Grade von Organisation und Komplexität.

Der New Materialism knüpft explizit an diese Tradition an. Materie wird hier als aktiv, relational und selbsttransformativ gedacht. Handlungsmächtigkeit ist kein exklusives Merkmal von Subjekten, sondern ein Effekt von Gefügen. Prozesse verlaufen nicht zwischen Dingen, sondern erzeugen Dinge. Vitalistische Annahmen sind dafür nicht erforderlich. Im Gegenteil: Der New Materialism entzieht dem Vitalismus gerade die Grundlage, indem er Prozessualität konsequent materialistisch denkt.

Prozessontologie ist damit weder dualistisch noch vitalistisch. Sie benötigt keinen Geist, der Materie belebt, und keine Substanz, die Prozesse trägt. Sie operiert mit einer Ontologie der Immanenz, in der Werden grundlegend ist und Stabilität erklärungsbedürftig bleibt.

Diese Position ist anspruchsvoll, weil sie vertraute Grenzziehungen auflöst. Sie trennt nicht zwischen Natur und Geist, ohne sie zu vermischen. Sie erklärt Handlungsmacht, ohne sie zu personalisieren. Sie denkt Offenheit, ohne Teleologie zu unterstellen. Genau darin liegt ihre Stärke.

Das Handbuch der Prozessontologie macht diese monistische Grundfigur explizit. Es zeigt, dass Prozessdenken weder mystisch noch reduktionistisch ist. Es handelt sich um eine präzise ontologische Position, die materielle Dynamiken ernst nimmt, ohne sie zu simplifizieren. Prozessontologie erscheint hier als Theorie des Werdens ohne metaphysische Zusatzannahmen.

V. Das Handbuch Prozessontologie

Das Handbuch Prozessontologie reagiert auf eine Situation theoretischer Sättigung und begrifflicher Unübersichtlichkeit. Prozessuales Denken ist in Philosophie, Wissenschaft und Kulturtheorie weit verbreitet, doch es erscheint fragmentiert, implizit und oft terminologisch unverbunden. Das Handbuch setzt hier an. Es versteht sich nicht als Systementwurf, sondern als Kartographie eines bereits wirksamen ontologischen Paradigmas.

Ziel des Projekts ist es, die unterschiedlichen Linien prozessontologischen Denkens sichtbar zu machen, ohne sie zu vereinheitlichen. Statt eine einheitliche Lehre zu formulieren, ordnet das Handbuch Begriffe, Ansätze und Traditionen entlang gemeinsamer Problemstellungen. Prozessontologie erscheint dabei nicht als Schule, sondern als Denkrahmen, innerhalb dessen unterschiedliche Positionen operieren.

Ein zentraler Schwerpunkt liegt auf der Rekonstruktion genealogischer Linien. Das Handbuch verfolgt die Entwicklung prozessualen Denkens von Nietzsche über die klassische Prozessphilosophie bis zu Deleuze, Guattari und dem New Materialism. Diese Genealogien werden nicht als lineare Fortschrittsgeschichte erzählt, sondern als Überlagerung unterschiedlicher Problemkonstellationen: Kritik der Substanz, Neubestimmung von Zeit, Relationalisierung von Identität, Immanenz des Werdens.

Neben der historischen Dimension legt das Handbuch besonderen Wert auf systematische Klärung. Zentrale ontologische Achsen werden vergleichend entfaltet: Zeit nicht als neutrales Medium, sondern als konstitutives Moment von Wirklichkeit; Identität als Effekt von Stabilisierung; Kausalität als relationales Bedingungsgefüge statt linearer Verursachung. Diese systematischen Perspektiven erlauben es, sehr unterschiedliche Theorien in Beziehung zu setzen, ohne sie zu nivellieren.

Die transkulturelle Perspektive ist dabei kein Zusatzkapitel, sondern ein Strukturprinzip. Prozessontologie wird nicht als europäische Theorie mit globaler Reichweite präsentiert, sondern als konvergente Denkform, die in unterschiedlichen kulturellen Kontexten unterschiedlich artikuliert wurde. Buddhistische, daoistische, afrikanische und indigene Ontologien werden nicht als Vorläufer oder Analogien behandelt, sondern als eigenständige Ausformungen prozessualen Denkens. Der europäische Substanzbegriff erscheint in dieser Perspektive als historischer Sonderfall.

Inhaltlich gliedert sich das Handbuch in zentrale Prozessfelder. Natur, Geist und Gesellschaft werden nicht als getrennte Bereiche behandelt, sondern als unterschiedliche Ebenen prozessualer Organisation. Physikalische, biologische, soziale und technische Prozesse werden in ihren jeweiligen Dynamiken beschrieben, ohne auf ein gemeinsames Grundmodell reduziert zu werden. Prozessontologie fungiert hier als verbindender Rahmen, nicht als vereinheitlichende Theorie.

Besondere Aufmerksamkeit gilt Scharnierfiguren wie Deleuze, Bloch und dem New Materialism. Sie markieren Übergänge zwischen klassischen philosophischen Debatten, politischer Theorie, Materialismus und zeitgenössischer Ontologie. An ihnen lässt sich zeigen, wie Prozessdenken historische, ethische und materielle Dimensionen miteinander verschränkt, ohne in Teleologie oder Vitalismus zu verfallen.

Das Handbuch versteht sich damit als Arbeitsinstrument. Es richtet sich nicht nur an philosophische Spezialistinnen und Spezialisten, sondern an alle, die in prozessualen

Begriffen denken, ohne diese systematisch reflektiert zu haben. Es schafft begriffliche Übersicht, ohne den offenen Charakter des Prozessualen zu schließen.

Indem es ordnet, ohne abzuschließen, macht das Handbuch deutlich, dass Prozessontologie kein fertiges System ist, sondern ein fortlaufendes Projekt. Es dokumentiert ein Denken, das längst operativ ist – und gibt ihm eine explizite, vergleichbare und transkulturelle Form.

VI. Schreiben als Prozess: Warum dieses Handbuch mit KI entsteht

Dass das Handbuch der Prozessontologie in Zusammenarbeit mit künstlicher Intelligenz entsteht, ist keine technische Spielerei und kein experimenteller Zusatz. Es ist die konsequente Fortsetzung seines ontologischen Anspruchs. Wer Prozessualität ernst nimmt, kann Autorschaft nicht als stabile Instanz behandeln, ohne in performativen Widerspruch zu geraten.

Der klassische Autor ist eine substanzontologische Figur. Er fungiert als identifizierbares Zentrum, dem Gedanken, Argumente und Texte zugerechnet werden. Schreiben erscheint als Ausdruck eines vorgegebenen Subjekts. Diese Vorstellung hat das philosophische Denken lange strukturiert – auch dort, wo sie theoretisch bereits infrage gestellt wurde.

Prozessontologie unterläuft dieses Modell. Wenn Denken als Geschehen begriffen wird, dann ist Schreiben kein Akt der Übertragung, sondern ein Prozess der Formierung. Texte entstehen nicht aus souveränen Intentionen, sondern aus Überlagerungen von Lektüren, Begriffen, Diskursen, historischen Konstellationen und technischen Medien. Autorschaft ist eine Funktion, kein Ursprung.

Künstliche Intelligenz macht diese Struktur sichtbar. Sie operiert nicht intentional, nicht kreativ im klassischen Sinn und nicht autorial. Sie generiert Texte als Ergebnis statistischer, relationaler und kontextabhängiger Prozesse. Genau darin liegt ihre philosophische Relevanz. KI schreibt nicht wie ein Autor, sondern ohne Autorschaft im substanzontologischen Sinn.

Die Zusammenarbeit mit KI verschiebt das Schreiben von der Zuschreibung zur Operation. Gedanken entstehen im Zusammenspiel menschlicher Setzungen, maschineller Generierung, redaktioneller Auswahl und begrifflicher Korrektur. Der Text ist kein Ausdruck eines Zentrums, sondern ein emergentes Gefüge. Prozessontologie wird hier nicht beschrieben, sondern praktiziert.

Diese Form des Schreibens ist weder neutral noch verantwortungslos. Verantwortung verschwindet nicht mit der Aufgabe souveräner Autorschaft. Sie verschiebt sich. Entscheidungen über Begriffe, Argumente, Setzungen und Ausschlüsse bleiben menschlich. Was sich verändert, ist ihre ontologische Einbettung. Verantwortung wird nicht aus Autorität abgeleitet, sondern aus Beteiligung an Prozessen.

Auch stilistisch zeigt sich diese Verschiebung. Stil ist kein persönlicher Fingerabdruck, sondern ein emergentes Muster. Er entsteht aus Wiederholung, Variation, Korrektur und

Resonanz. Die Arbeit mit KI verstärkt diese Dynamik, statt sie zu ersetzen. Schreiben wird sichtbar als das, was es immer war: eine kollektive, mediale und zeitliche Praxis.

Das Handbuch der Prozessontologie macht diese Praxis explizit. Es nutzt KI nicht, um Effizienz zu steigern oder Arbeit zu delegieren, sondern um eine ontologische Einsicht praktisch umzusetzen. Wenn Wirklichkeit prozessual ist, dann kann auch philosophisches Schreiben nicht als Akt fertiger Subjekte gedacht werden.

In diesem Sinne ist die Koautorenschaft mit KI kein Bruch mit philosophischer Tradition, sondern ihre Aktualisierung. Sie setzt um, was prozessuales Denken seit Nietzsche, Deleuze und dem New Materialism theoretisch vorbereitet hat: den Abschied vom souveränen Ursprung zugunsten eines Denkens in Übergängen, Relationen und Dynamiken.

Das Handbuch schreibt nicht über Prozesse. Es entsteht als Prozess.

VII. Gegenwart, Zukunft, Verantwortung

Prozessontologie ist keine rein deskriptive Theorie. Sie verändert den Begriff von Verantwortung, indem sie ihn aus statischen Zuschreibungen löst und an offene Dynamiken bindet. Wer Wirklichkeit als Prozess begreift, kann Verantwortung nicht mehr an stabile Subjekte, feste Naturen oder abgeschlossene Zustände koppeln. Verantwortung entsteht im Umgang mit Übergängen.

Zentral ist dabei der Begriff der offenen Zukunft. In einer prozessontologischen Perspektive ist Zukunft keine leere Verlängerung der Gegenwart und kein bereits festgelegtes Ziel. Sie ist eine reale Dimension des Wirklichen. Möglichkeiten sind nicht bloße Denkoptionen, sondern wirksame Bestandteile gegenwärtiger Prozesse. Zukunft beeinflusst Handeln, ohne determiniert zu sein.

Diese Offenheit hat ethische Konsequenzen. Wenn Identitäten nicht feststehen, dann kann Ethik nicht auf einer fixen Natur des Menschen aufbauen. Prozessontologie ersetzt anthropologische Essenzen durch situative Verantwortlichkeiten. Handeln wird nicht an dem gemessen, was jemand ist, sondern an dem, was Prozesse ermöglichen oder blockieren.

Besonders deutlich wird dies im Umgang mit Technik. Technische Systeme sind keine neutralen Werkzeuge, sondern aktive Prozessgefüge. Künstliche Intelligenz, digitale Infrastrukturen und automatisierte Entscheidungsverfahren verändern soziale Dynamiken, bevor normative Urteile greifen. Verantwortung besteht hier nicht im nachträglichen Zurechnen, sondern im vorausschauenden Gestalten prozessualer Bedingungen.

Ähnliches gilt für ökologische Zusammenhänge. Umwelt erscheint nicht als äußerer Rahmen menschlichen Handelns, sondern als komplexes Geflecht wechselseitiger Prozesse. Ökologische Krisen sind keine Störungen eines stabilen Systems, sondern Beschleunigungen und Verschiebungen innerhalb dynamischer Gefüge. Prozessontologie verschiebt den Fokus von Zuständen auf Kippunkte, von Schuld auf Wirksamkeit, von Kontrolle auf Beteiligung.

Diese Perspektive verlangt ein Denken in Übergängen. Verantwortung richtet sich nicht auf das Bewahren fester Ordnungen, sondern auf die Steuerung von Transformationen. Ethik wird prozessual: Sie fragt nicht nach endgültigen Lösungen, sondern nach stabilisierenden und destabilisierenden Effekten. Sie bewertet Handlungen danach, welche Zukünfte sie eröffnen oder schließen.

Dabei verzichtet Prozessontologie auf moralische Absolutheit. Sie bietet keine universalen Handlungsregeln, sondern kontextabhängige Orientierungen. Gerade darin liegt ihre normative Stärke. Sie akzeptiert Unabgeschlossenheit, ohne Beliebigkeit zuzulassen. Verantwortung bedeutet, sich der eigenen Eingebundenheit in Prozesse bewusst zu sein – und diese bewusst mitzugestalten.

Das Handbuch der Prozessontologie trägt dieser Verschiebung Rechnung. Es versteht Ontologie nicht als letzte Instanz, sondern als Voraussetzung verantwortlichen Handelns. Indem es zeigt, wie Wirklichkeit prozessual verfasst ist, macht es sichtbar, wo Eingriffe möglich, notwendig und folgenreich sind.

Prozessontologie ist damit keine Theorie der Entlastung, sondern der Verstrickung. Sie macht deutlich, dass Handeln immer Teil eines größeren Geschehens ist – und gerade deshalb Verantwortung trägt.

VIII. Ontologie für eine unfertige Welt

Ontologie hat lange versucht, der Welt Halt zu geben. Sie suchte nach dem, was bleibt, nach dem, was trägt, nach dem, was sich der Veränderung entzieht. In einer Welt, die sich als offener Prozess zeigt, verliert dieses Projekt seinen Gegenstand. Nicht weil Ordnung verschwunden wäre, sondern weil sie sich als temporär erwiesen hat.

Prozessontologie verabschiedet sich vom Anspruch, das Wirkliche abschließend zu bestimmen. Sie beschreibt Welt als fortlaufende Arbeit, nicht als fertiges Ergebnis. Stabilität erscheint hier nicht als ontologischer Grund, sondern als erklärungsbedürftiger Effekt. Wirklichkeit ist nicht gegeben, sie entsteht.

Diese Perspektive verändert den Status ontologischer Begriffe. Sie fungieren nicht länger als Fixpunkte, sondern als Werkzeuge. Begriffe wie Identität, Materie, Subjekt oder Kausalität werden nicht aufgegeben, aber sie verlieren ihren absoluten Anspruch. Sie werden situativ, relational und zeitlich begrenzt. Ontologie wird beweglich.

Das Handbuch der Prozessontologie nimmt diese Beweglichkeit ernst. Es schließt nicht ab, sondern hält offen. Es beansprucht keine letzte Ordnung, sondern bietet Orientierung in einem Feld, das sich permanent verschiebt. Seine Stärke liegt nicht in systematischer Geschlossenheit, sondern in begrifflicher Anschlussfähigkeit.

Indem das Handbuch prozessuales Denken transkulturell kartiert, entzieht es der europäischen Substanzontologie ihren privilegierten Status, ohne sie zu marginalisieren. Sie erscheint als eine historische Formation unter anderen – wirksam, aber begrenzt. Prozessontologie gewinnt so ihre eigentliche Reichweite: nicht als Alternative, sondern als global geteilte Denkform.

Auch die Art seines Entstehens gehört zu dieser Setzung. Das Schreiben mit künstlicher Intelligenz ist kein äußerer Zusatz, sondern Teil der ontologischen Konsequenz. Es macht sichtbar, dass Denken nicht aus Zentren hervorgeht, sondern aus Konstellationen. Autorschaft wird zur Funktion innerhalb eines Prozesses, nicht zu dessen Ursprung.

Ontologie erscheint hier nicht mehr als Fundament der Philosophie, sondern als reflexive Begleitung eines Denkens, das längst operativ ist. Sie folgt den Prozessen, statt sie zu fixieren. Sie klärt, ohne abzuschließen.

In einer unfertigen Welt ist das keine Schwäche. Es ist die angemessene Form des Denkens.